Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [19]

Artikel: Zur Erinnerung von Georg Büchner, den Dichter von "Dantons Tod"
Autor: Meyer, Otto Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-587686

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Erinnerung an Georg Büchner, den Dichter von «Dantons Tod»

(geb. 17. Oktober 1813).

Mit dem Bildnis des Dichters und zwei weitern Abbildungen.

Von Ulmen beschattet, grabmalähnlich mit Gitterwerk eingefriedigt, liegt oben am Zürichberg auf dem Plan einer kleinen Terrasse ein Gedenkstein von ergreifender Einfachheit. Freunde und Verehrer Georg Büchners, des talentvollen Dichters, haben ihm dies Denkmal gesetzt, und während zur Feier seines hundertsten Geburtstages andere über das Leben und Wirken Georg Büchners schreiben, möge hier ein kurzer Hinweis auf „Dantons Tod", sein weitaus bedeutendstes Dichtwerk, gestattet sein.

Es ist die wilde Schilderung jener wilden harten Zeit, welche die Weltgeschichte die Schreckensherrschaft Frankreichs nennt. Es ist ein düsteres Bild, das der Dichter mit dunkeln Farben, mit der ihm eigenartigen Unverblümtheit der Sprache uns vorführt. Wir wissen es, daß reines strenges Wahrheitsgefühl seine Feder leitete, daß er nichts zu verschweigen und nichts zu beschönigen suchte, und wer mit der Geschichte der französischen Revolution nicht unbekannt ist, wird die in „Dantons Tod" erzählten Begebenheiten bis in die kleinsten Einzelheiten für historisch begründet erkennen. Ueber dem Ganzen liegt, wie Mehltau, eine schwüle Gesamtstimmung; eine herbe, grausige Wirklichkeitswelt, mit Barbareien und Greueln belastet, tut sich auf. Die ethischen und politischen Zustände jener Tage werden da in ein unbarmherziges Licht gerückt, offen — warum sollen wir es nicht sagen — nackt hingestellt; nichts ist, was verzerrt, widerwärtig wirkt, in eine kleidsame Toga oder in sanft poetische Schleierchen gehüllt. Argwohn, Verdacht und gegenseitiges Mißtrauen ist in Paris an der Tagesordnung, die furchtbare politische Spannung, die sich mit jedem Augenblick verschlimmert, hat sich bis zur Unerträglichkeit gesteigert. Und so ergibt sich der Grundgedanke von selbst, der aus Büchners dramatischem Dichtwerk zu uns spricht: es ist das letzte Ringen und Kämpfen zwischen dem tyrannischen, überspannten Robespierre, der sich nicht mehr scheut, das unerhörte Blutvergießen als ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung für die Menschheit zu preisen, und dem zur Einsicht gekommenen Danton, der jetzt dem Despoten ins Gesicht zu schleudern wagt: „Die Fußstapfen eurer Freiheit sind Gräber, ein trübseliger Sumpf, in dem ihr alle ersticken werdet!" So tritt denn Dantons letzter Lebensabschnitt und Ende mit einer wahrhaft grellen Lebendigkeit vor uns und im ganzen Zusammenhang des großen Trauerspiels zugleich das Charakterbild jener andern Persönlichkeiten, die das Schicksal in den Strudel der Ereignisse mit hineinschleuderte. Eigentlich steht die ganze Bevölkerung von Paris auf der politischen Bühne, vom beredtesten Konventsdeputierten bis zum Bettler aus den hintersten Gassen der Stadt. Alles ist leidenschaftlich erregt, zeugt von der fieberhaftesten Unruhe, der einfachste Handwerker will nun ganz andere Fragen entscheiden als nur berufliche. Wir verweisen auf die Straßenszene im ersten Akt: da ist alles gemein, roh, und doch lachen aus dieser Niederträchtigkeit mehr als einmal Humor, sprühender Witz, ja Gedankentiefe wie glänzende Blumen von einem höchst unerfreulichen Kehrichthaufen. Welch eine widerlich servile Gesinnung verrät aber diese selbe freiheitsdurstige Menge beim Auftreten Robespierres, sie treibt einen förmlichen Kultus mit ihrem Götzen, bis endlich auch diese Erscheinung wie so viele andere vorher von dem unabwendbaren Geschick in die Tiefe gerissen wird.

Besehen wir uns diesen Robespierre, dessen Profil neben der Hauptgestalt des Dichtwerkes besonders scharf herausticht, des nähern. Ein Allerweltsheiler tritt auf dem Plane der Weltkugel auf, weist sowohl auf der Straße wie im Saale des Konvents stetsfort darauf hin, daß er und nur er allein Frankreich befreit habe und die Welt befreien könne. Robespierre war hiebei ohne Zweifel aufrichtig und nahm gar keinen Anstand, Hekatomben von Opfern seinem Wahne aufzutürmen; nur mußte dies alles notgedrungen mit der Ueberspannung des Bogens enden, und der Unentbehrliche ward, wie Danton auf dem Blutgerüst prophetisch sagte, mitsamt dem Vollgefühl seiner Unentbehrlichkeit dahin verbannt, wohin er gehörte, in die Rumpelkammer der Weltgeschichte. Ein Freund und politischer Abklatsch dieses Robespierre ist der jugendliche Saint-Just, Dantons persönlicher Feind, den er vernichten will und vernichtet. In den langstieligen Reden dieses Logikers und Formelklaubers tritt in packender Weise zutag, wohin schrankenlose subjektivische Schwärmerei eines zwar ehrlichen, doch beschränkten Menschen führen kann. In Hermann, dem Vorsitzenden des Revolutionstribunals, zeigt sich derselbe trockene blöde Gerippenmensch, wie sein Kollege Fouquier-Tinville, die willfährige Kreatur des herrschenden Systems. Beide verhandeln Menschenleben mit gleichgiltiger Miene, wie sie in ruhigen Zeiten mit Bindfaden hausieren würden. In den Konventsmitgliedern Billaud Varennes und Collot d'Herbois schauen wir ein paar Demagogen von trübseliger Berühmtheit, hervorragend durch die Gunst der Gosse. Man fühlt sich versucht, den fast dämonischen Zynismus und die kalte Grausamkeit, mit der sie im zweiten Akt das Schicksal

Büchner-Denkstein auf dem Germaniahügel (Zürichberg).
Phot. Alfred Ryffel, Zürich.

einiger armen Gefangenen entscheiden, in das Reich der Fabel zu verweisen, und doch muß sie im wesentlichen wahr sein. Eher würde man bei den schlangenhaarigen Erinnyen selbst Mitleid finden als bei solchen Menschen. Eine ganz besondere Stellung, wenn man so sagen darf, nimmt Barère, der Berichterstatter des Wohlfahrtsausschusses, ein. Man hat ihn, wie Goethe den Polonius, den der Welt dienenden Halbschelm genannt. In der Tat zeigt sich bei diesem Talleyrand in der schlimmsten Potenz eine Gesinnungslosigkeit, eine feile Bedientenseele, die bei jedem Szenenwechsel zum Handlanger und Kommis derjenigen Partei wird, die siegt. Barères Glattzüngigkeit hat es jederzeit verstanden, die Gefährlichkeiten der Lage geschickt zu umgehen, und man kann füglich sagen, daß er von sich aus nie genug behauptete, um dafür einstehen zu müssen, daß er aber nicht einmal soviel Wahrheit in sich hatte, daß er eine wirkliche anständige Lüge daraus machen konnte. Er selbst vergleicht sein Gewissen mit einem Hühnchen, das allerlei Futter fressen und — ganz gut vertragen kann. Der in die Entwicklung des Dramas eingezogene Hébertistische Anaxagoras Chaumette verrät in der Stunde der Drangsal ein schwankendes, schwachgeistiges Verhalten und wird dafür von den Mitgefangenen Mercier, Payne, Hérault-Séchelles scheel angesehen und bespöttelt.

Plastisch, wie ein ausgehauener Granitblock, das vollendete Bild fester geschlossener Männlichkeit, steht nunmehr Danton vor uns, dessen eiserne Energie und oratorische Wucht Frankreich im September 1792 gerettet hatten. Von allen Mitwirkenden im großen Drama ist ihm längst klar geworden, wohin der Lauf der Dinge führen mußte, und so verhielt sich dieser Danton zur zweiten Revolution wie Mirabeau zur ersten: beide Männer wünschten der wachsenden Verwirrung und Anarchie ein Ende zu machen, aber der eherne Gang der Ereignisse war stärker als der entgegenstrebende Wille des stärksten Einzelnen. Einmal entfesselt, pflegt sich der Geist der Unordnung bald andere Ziele zu stecken, zerstörende Kräfte mischen sich ein, verheerend treibt der Strom dahin. Die Welt, wie sie sich zusehends vor dem klarblickenden Auge Dantons gestaltet, wird seinem nüchternen Sinne ein verächtlicher Wirrwarr, ein „Chaos“, und läßt ihn zu keiner Rettung daraus gelangen als im Weltekel, der alles entidealisiert und alles in Staub und Nichts herabzieht, alles bis auf den Sinnengenuß und die Annahme, daß vielleicht außerdem noch Nerven und Konstitution auf dem Todeswege die Hauptsache seien. Sich hineinzugrübeln in das Schuldbewußtsein der Septembergreuel war nicht Dantons Sache, er ergibt sich dem erwachten Gewissen nicht, sondern steht ihm, von seiner eigenen souveränen Manneskraft getragen, trotzig und unüberwunden gegenüber. Nun ist es für ihn vorbei mit allem, auch mit der Politik, es gelüstet ihn nicht mehr, den Augiasstall der im Lande herrschenden Narrenwirtschaft von allem Unrat auszukehren. Die allgemeine Lage erzeugt in ihm, bei der Ohnmacht, sie zum Bessern zu führen, eine kalte stoische Ruhe, die in stumpfe Gleichgiltigkeit und Lethargie ausartet. Das Dasein und Sein wird ihm zur Last, der Tod zum Befreier, „zu sterben ist leichter als zu leben“. Ein merkwürdiges Wort, mit dem er derartige in ihm aufsteigende Stimmungen porträtiert, lautet: „Das Nichts ist der zu gebärende Weltgott“. Die Revolution verschlingt wie Saturn ihre eigenen Kinder, und mit ihrem unabwendbaren Schicksale — der Tod auf dem Blutgerüst — soll auch alles um sie her und nach ihnen logischerweise sich auflösen in Tod und Vernichtung, in dem ersehnten Nichts. Das ist die Philosophie und der Standpunkt, den der scheidende Danton der sichtbaren Welt gegenüber einnimmt. Allerdings ist richtig, daß die Erbärmlichkeit und Niederträchtigkeit seiner Ankläger und Richter noch einmal derart auf das Vollgefühl seiner ganzen ungeheuren Ueberlegenheit wirkt, daß er sich nicht zu bemeistern weiß und seiner Entrüstung in vollsaftigen gellenden Ausdrücken Raum gibt. Aber die Erregung ist doch nur eine vorübergehende, denn alsbald wieder spricht er vom Nichts, nach dem er sich sehnt, und hilft so seinen Feinden, seinen Untergang zu beschleunigen.

In dieser Weise hat uns Büchner durch den Zeugenmund der Hauptgestalt seines Dichtwerkes die ganze Unhaltbarkeit und Trostlosigkeit der Robespierreschen Theorien mit drastischer Rauhheit dargestellt. Die Revolution ist nicht nur zerstörend, sondern ist ihrer Natur nach selbstmörderisch. Und doch geht auch aus diesem Abgrund menschlicher Versunkenheit ein Lichtlein auf, das mildernd, ja versöhnend wirkt. Danton, der rauhe grobschlächtige Politiker mit der Löwenstimme und der starken Faust, hat mehr als einmal einen weichen Zug seines Herzens verraten, und wir wissen, daß er zur Zeit seiner Machtstellung das Leben seiner persönlichen Feinde, wo er konnte, rettete und sie mit Schonung behandelte.

Georg Büchner (1813–1837).
Von A. Hoffmann gezeichnet, von A. Limbach (Frankfurt a/M.) gestochen.

Mit ähnlichen sympathischen Zügen wird Dantons geistesverwandter Freund und Schicksalsgenosse, Camille Desmoulins, charakterisiert. Camille, der geistvolle Straßenjunge der Pariser Journalistik, dem elektrischer Witzschlag die Feder führte, sieht sich in eine Zeit geschleudert, wo alles geistige Leben und Fühlen in die Gewalt eines Robespierre geraten ist. Trauriges Schicksal des Genies und des Talentes! Auch er muß aufs Schafott, weil er Mitleid mit den Verfolgten verriet, weil ihm „die Augen über das Los einiger Unglücklichen naß geworden sind“. Ein verbitterter Zug umschwebt seine Lippen, und alles, was er nun schreibt und sagt, richtet sich gegen die scheußliche Tyrannei: Mögen Herolde des Friedens und der Milde mit ihren wollumwundenen Stäben der Liktorenbündel des Gesetzes und der Gerechtigkeit folgen, ohne daß eine unschuldige Iphigenie geopfert wird! Dantons getreue Gattin stirbt mit ihm. Die von Camille leidenschaftlich geliebte Lucile vermag ohne ihn nicht weiterzuleben. Die Art und Weise, wie Lucile Desmoulins ihr Leben dahingibt, gewinnt unsere Bewunderung. Und das ist der Schlußakt, der tragischste und rührendste Moment des ganzen Dramas zugleich. Darum wird der Leser das Büchlein keineswegs aus der Hand legen mit dem Zustand der Betäubung: „Zuviel, zuviel des Grausigen, des furchtbar Niederdrückenden!“ Kein schreiender Mißklang, kein hin- und hergeworfenes Empfinden, worin sich der Anfang bewegt, sondern Ruhe, festgegründeter Edelsinn spricht aus diesen einfachen Schlußworten. Und das ist die Lösung aller Dissonanzen.

Otto Emil Meyer, Zürich.